

Cairo.



Eine Straße von Cairo.

Cairo, die größte Stadt Afrika's und die Hauptstadt Mittelagyptens, ist in fünfunddreißig Quartiere eingetheilt, die theilweise durch Mauern mit schweren Thoren von einander geschieden sind. Das eine Quartier bewohnen ausschließlich Kopten, das andere Griechen, das dritte Türken, Juden oder Franzosen. Die mächtige Stadt umschließt auch die wichtigsten Werke der arabischen Baukunst in Egypten. In den engen und finstern Straßen, in welchen der rege Verkehr des wichtigen Handelsplatzes sich drängt, zeigen sich die Häuser schmucklos und festungsartig: mit starker eisenbeschlagener Thüre, im untern Stocwerk, wenn nicht Kaufläden darin angebracht sind, mit kleinen vergitterten Fenstern, so hoch, daß selbst ein Reitender nicht hineinschauen kann; im obern mit heraustretenden Erkern oder Fensterkäfigen, welche die Gasse noch mehr beschatten. Auch an diesen Erkern sind die Fenster vorn und an beiden Seiten mit hölzernem Gitterwerk verschlossen, so daß der Luftzug durchdringt, das einfallende Sonnenlicht aber hin-

länglich gebrochen wird. Im Innern dagegen zeigt sich der Reichtum und Lurus des Bewohners; der geräumige Hof mit verschiedenfarbigem Marmor oder andern Steinen in wechselnden Mustern gepflastert, mit einem Springbrunnen versehen, ist von offenen Säulenhallen und von den Thüren, die ins Innere führen, umgeben. Nach dem Hofe zu gehen dann die meisten Fenster der Wohnstuben, wiederum vartirend und mit Holzgittern verschlossen. Gemächlichkeit, Absonderung und Sicherheit sind die wesentlichen Ansprüche, welche die orientalische Sitte an diese Wohnhäuser macht. Regelmäßigkeit ist so wenig gefordert, daß selbst die verschiedenen Zimmer verschiedene Höhe haben und die Fenster ohne Symmetrie wechseln. Zierliche Ornamentirung findet sich nur in den eigentlichen architectonischen Theilen, an den Fußböden des Hofes oder der Gemächer und in dem Gitterwerk des Fensters.

In den Bazars voll Geräusch und Licht drängt sich die Menge hohen und niedern Standes. Die große Han-

deßstraße des fränkischen Quartiers, der Muskir, der zum Theil mit Leinwand und Brettern gedeckt ist, lockt die Käufer und Neugierigen zu den beiden Reihen von Buden, wo alle europäischen Nationen ihre eigenthümlichsten Producte ausstellen: die Engländer ihre Stoffe und Geschirre, die Deutschen ihre Lächer, die Franzosen ihre Moden. Der Weg am Gesebiehplatz ist besonders lebhaft und namentlich von Orangen-, Bananen- und Zuckerrohr-Verkäuferinnen besucht. Dort findet man auch die Sänger, Ringer, Schlangenbändiger und Affenhändler (vergl. S. 192).

Cairo bleibt unstreitig eine der interessantesten Städte der Welt, wenn auch der Ausspruch von „Tausend und Eine Nacht“: „Wer Cairo nicht gesehen, hat nichts gesehen!“ übertrieben ist.

An der Roulette.

(Schluß.)

Der Chevalier suchte Barker durch einige theilnahmvolle Worte zu beruhigen und ließ ihn in das Zimmer eintreten, um ihn nach den Einzelheiten zu fragen. Die Aufregung machte den jungen Mann mittheilsamer, als er es sonst gewesen. Er erzählte Herrn von Roquincourt, wie das Feuer plötzlich alles zerstört, was der kleine Laden enthielt, den er mit seiner Mutter besorgte. Sein Verlust belief sich auf 1200 Thaler, welche ihr Vermögen bildeten und das er nicht zu ersetzen mußte.

Je mehr Barker in die Details einging, desto größer schien seine Verzweiflung zu werden. Roquincourt begriff, daß hier aller Trost vergeblich wäre; was allein das gebeugte Herz des jungen Mannes wieder aufrichten konnte, waren Thaten, nicht Hoffnungen. Der Chevalier war zu arm, um Alois selbst unterstützen zu können. Die Bedürfnisse einiger Mitverbannten hatten bereits seine Einkünfte verringert. Was er thun konnte, war zu wenig, um Barker aus diesem Abgrunde von Verzweiflung zu ziehen, in den er so eben gestürzt. Er mußte deshalb an eine reichere Freigebigkeit sich wenden. Herr von Roquincourt hatte sich rasch besonnen. Da er nie Etwas für sich zu fordern gehabt, konnte er leicht für einen Andern bitten. Er richtete deshalb einige ermunternde Worte an den jungen Mann, versprach ihm, sich für ihn zu verwenden, und richtete seine Schritte nach dem Hotel des Vicomte von Rouillac. Durch einen Geschäftsmann unterstützt, der mittelst eines vorgeblichen Verkaufs die Domäne des Herrn von Rouillac zu erhalten gewünscht, genoß der Vicomte im Gril sein ganzes Vermögen, das ihm sein Vater hinterlassen. Er machte davon jedoch mit einer Liberalität Gebrauch, die keinen Reiz zuließ. Seine beständig offene Hand glückte den Quellen, die ihr Wasser jedem Wanderer darboten. Herr von Rouillac befah jedoch neben dieser Freigebigkeit zugleich die Lust am Spiel, und so kam es, daß er hier und da nicht einen Thaler hatte. Es galt deshalb, den rechten Augenblick zu ergreifen, ehe seine verschwenderischen Gelüste wie ein Schwarm von Vögeln auf die goldene Ernte gefallen waren, die jeden Monat aus Frankreich kam. Herr von Roquincourt wußte es und bereitete sich; er erfuhr jedoch in dem Hotel, daß der Vicomte seit dem Morgen nicht nach Hause gekommen sei und sich an der Roulette befinden müsse. Obgleich der Chevalier einen besondern Widerwillen gegen die Spiel-

häuser hatte und noch niemals diese Schwelle überschritten, erschienen ihm die Umstände doch zu dringend, um sich durch diesen Widerwillen bestimmen zu lassen. Herr von Rouillac konnte im Glücke sein, wie dies so häufig der Fall war, und dann war kein Zweifel, daß er ihm geneigtes Ohr schenken werde. Der elsässische Edelmann entschloß sich deshalb in den Saal zu treten, wo sich ein Theil des emigrierten Adels um den grünen Tisch drängte. Er gewahrte bald den Vicomte, der sehr lebhaft bei dem Spiele theilhaftig schien. Die Friedrichs'ors vor ihm bildeten kleine bewegliche Berge, die bald zu-, bald abnahmen. Als Herr von Rouillac den Chevalier bemerkte, machte er eine Bewegung des Erstaunens. „Mein Gott, da ist ja Roquincourt,“ rief er; „welches Wunder kann unsern Cato in diese Spielhölle führen?“ — „Ich suchte Sie,“ antwortete der Chevalier. — „Sogleich stehe ich zu Ihren Diensten,“ antwortete der Chevalier; „es bleiben mir nur noch zwei bis drei tausend Friedrichs'or zu verlieren.“ — „Behalten Sie einige in der Reserve,“ sagte der Edelmann leise. — „Brauchen Sie?“ versetzte der Vicomte; „beim Himmel, mein Lieber, nehmen Sie, so viel Sie wollen.“ — „Langsam,“ unterbrach ihn ein dritter deutscher Herr, welcher hinter dem Vicomte stand; „wir müssen unser Glück verfolgen.“ — „Ah Teufel, ich vergaß, daß der Baron v. Aremberg mein Afficé ist,“ bemerkte der Franzose lachend; „aber ich stehe Ihnen für das gut, was genommen wird.“ — „Nein, nein,“ rief der Baron; „man darf nie Geld aus dem Spiele nehmen, das bringt Unglück. Der Chevalier möge einen Augenblick warten.“ Herr v. Roquincourt verbeugte sich zum Zeichen der Zustimmung und das Spiel begann wieder.

Man hätte glauben können, die Ankunft des Chevalier habe plötzlich das Glück gedreht; Herr v. Rouillac, der früher im Gewinnen gewesen, begann nun Schlag auf Schlag zu verlieren und in weniger als einer Viertelstunde waren alle Friedrichs'ors unter dem Rechen des Banquiers verschwunden. So all' seiner Baarschaft beraubt, erhob sich der Vicomte, ohne die geringste Bewegung zu zeigen, entschuldigte sich flüchtig bei dem Chevalier, ließ seinen Wagen vorfahren und entfernte sich. Herr von Roquincourt war am selben Plage geblieben, traurig enttäuscht und die Augen auf jenen fatalen grünen Teppich geheftet, der das Glück und den Trost des armen Kaufmanns verschlungen. Baron Aremberg hatte den klugen Rückzug des Vicomte nicht nachgeahmt; er beharrte beim Spiel. Der Zufall schien seine Ausdauer durch eine unerwartete Wiederkehr des Glücks belohnen zu wollen. Die Goldberge begannen sich wieder vor ihm aufzuthürmen, und je größer sie wurden, desto größer wurde auch die Redseligkeit des Barons. „Ich habe es Ihnen ja gesagt, daß Geld aus dem Spiel nehmen Unglück bringe,“ flüsterte er Roquincourt zu, der ihn mit nachdenklicher Miene betrachtete; „die bloße Absicht, die der Vicomte hatte, etwas herauszuziehen, wandte das Glück gegen ihn.“ — „Dann würde ich Sie wohl vergeblich bitten, das zu erfüllen, was er mir versprechen konnte?“ fragte der Chevalier. — „Was? ich Geld aus dem Spiele geben!“ rief Herr von Aremberg. — „Es gilt eine gute Handlung, Herr Baron,“ warf Roquincourt ein; „ich möchte einen Ihrer Landsleute vom Untergange retten.“ — „Und wäre es mein Bruder, ja, mein Vater, ich würde keinen Friedrichs'or herausziehen. Das Geld des Spiels ist geheiligt; es gehört in das Spiel. Sehen Sie, die Chance erhält sich, alle Coups gelingen mir.“

Ein neuer Zufluß von Goldstücken hatte gerade den Haufen, der vor dem Baron lag, vergrößert. Der Chevalier konnte eine verdrießliche Bewegung nicht zurückhalten. Herr von Aremberg bemerkte es. „Mein Glück macht Sie neidisch?“ sagte er mit insolentem Lachen. — „Nicht für mich, mein Herr,“ antwortete Roquincourt, „aber für so viele Unglückliche, die ein kleiner Theil dieses Goldes trösten könnte.“ — „Ach ja,“ versetzte der Baron, „ich vergaß, daß Sie der Vincenz von Paula der Emigration sind. Warum sprengen Sie nicht 'mal die Bank?“ — „Ich habe das Spiel immer gefürchtet und gemieden.“ — „Ein Grund mehr; Ihr Glück ist noch nicht erschöpft; man ist immer bei der ersten Partie glücklich.“ — „Ich habe kein Vertrauen auf die Gunst des Zufalls.“ — „Sie haben sie nie gesucht. Warum also ein Vorurtheil?“ — Der Chevalier antwortete nicht, aber er fühlte sich von den Worten des Barons, noch mehr aber durch die Goldhaufen wankend gemacht, welche sich beständig vor dem Letzteren thürmten. Im Ganzen genügten zwei bis drei glückliche Coups. Roquincourt griff unwillkürlich in die Tasche. Er berechnete, wie er selbst einen etwaigen Verlust decken könnte; da er jedoch kein Mittel dazu sah, seufzte er tief auf. Aremberg, der dies bemerkte, schüttelte den Kopf. „Mein Chevalier,“ rief er ironisch, „was zum Teufel suchen Sie denn in Ihrer Tasche?“ — Roquincourt erröthete unwillkürlich und zog rasch eine Schildkrottdose heraus. „Ah, ich glaubte, es sei ein Einsatz,“ fuhr der Baron fort; „was riskiren Sie denn mit einigen Friedrichs'ors?“ Roquincourt zuckte mit den Achseln und öffnete die Dose. Die Impertinenz des Barons choquirte ihn. „Ah, Chevalier, wir wollen nicht weiter davon sprechen; geben Sie mir eine Prise Tabak.“ Er hatte die Hand nach der Schildkrottdose des elsässischen Edelmannes ausgestreckt, der eine Bewegung machte, um sie ihm darzubieten, als plötzlich ein Gedanke ihm durch den Kopf fuhr; er zog die Dose zurück und schloß sie. „Erlauben Sie, Herr Baron, jeder Mensch hat seine Grundsätze; die Ihrigen verbieten Ihnen, Etwas zu geben, wenn Sie spielen; die meinen legen mir dieselbe Verpflichtung auf, wenn ich zusehe.“ — „O, das ist ein Scherz.“ — „Keineswegs.“ — „Sie verweigern mir eine Prise?“ — „Allerdings, Herr Baron.“ — „Das heißt, man muß sie Ihnen abkaufen?“ — „Wenn Sie können.“ Der Baron lachte laut auf. — „Wahrhaftig, das ist spaßhaft, der Chevalier wird Macababändler. Und wie viel verlangen Sie?“ — „Einen Friedrichs'or, mein Herr Baron.“ — „Das ist ja Wucher.“ — „Nein, Speculation. Der Gegenstand macht es nicht, sondern die Umstände bestimmen den Werth. In der Sahara würde man eine Perle für ein Glas Wasser geben. Sie sind in ähnlicher Lage. Ich sah Sie vergeblich Ihre Dose suchen und Sie können doch das Spiel nicht verlassen. Ich verlange deshalb einen Friedrichs'or.“ — „Gut, ich gebe Ihnen einen solchen der Curiosität halber,“ sagte Aremberg lächelnd. Der Chevalier hielt ihm alsbald die Dose hin. „Ich habe nur um eine Prise gehandelt,“ fuhr der Baron fort, indem er seine Finger in die Schildkrottdose tauchte; „aber mein Gewinn berechtigt mich zu einigen tollen Ausgaben; ich nehme zwei, mein Lieber, hier sind die zwei Goldstücke.“ — „Lassen Sie sie auf dem Teppich, das ist mein Einsatz,“ sagte Roquincourt. „Ich riskire sie auf ein mal.“ Das Spiel begann wieder, und der Chevalier gewann. Er zog augenblicklich zwei Dritttheile des Einsatzes; dann setzte er wieder einen Friedrichs'or, den er verlor; mit zwei neuen gewann er das Doppelte

des Verlustes. Dieselben Chancen erneuerten sich in den folgenden Coups. Zuletzt zählte er die Friedrichs'ors, die er vor sich hatte, machte eine Rolle daraus und stand auf; er hatte seine zwölfhundert Thaler. Indem er rasch durch die Säle schritt, die von Spielern gefüllt waren, kam er bald auf die Straße und eilte nach dem Quartier, das er bewohnte.

Die Nacht war angebrochen; der Chevalier, der nicht bemerkt zu sein glaubte, hatte die langen Rockschöße emporgehoben, um besser durch die schmutzige Vorstadt zu kommen. Sein Herz schlug heftig bei dem Gedanken an Alois' Glück, und er kam athemlos in seiner Wohnung an. Rasch war er die drei Treppen hinaufgeklommen und stand nun vor der Thüre Barkers; sie war geschlossen. Er stieg in sein eigenes Zimmer hinab, in der Hoffnung, der junge Mann werde seit seinem Weggang dort geblieben sein; aber es war leer. Er wollte sich bereits an die Wirthin wenden, als sein Blick auf einen Brief fiel, der auf seinem Schreibtische lag. Er nahm ihn, betrachtete die Schrift, die ihm unbekannt war, und öffnete ihn. Er war mit „Barker“ unterschrieben und enthielt folgende Zeilen:

„Mein Herr,

Sie haben mir gesagt, ich solle hoffen; ich bestze dazu die Kraft nicht mehr; Gott hat mich verlassen. Ich kann meiner Mutter und Schwester keine Stütze sein; ich habe den Muth nicht, den Anblick ihrer Schmerzen zu ertragen. Leben Sie wohl, Sie, der Sie Mitleid mit mir gehabt und mir geholfen hätten, wenn der gute Wille den Reichtum ersetzen könnte; aber die Vorsehung gleicht den Menschen, sie begünstigt nur die Glücklichen.

Alois Barker.“

Der Brief erschreckte den Chevalier, denn er kündigte ihm einen unseligen Entschluß an, dem zuvorzukommen vielleicht nicht mehr Zeit war. Er lief zu der Wirthin, die das Erdgeschloß bewohnte und fragte sie, ob sie Alois gesehen. Die Jüdin versicherte, daß er nicht ausgegangen sei, und Roquincourt lief nun nach der Mansarde hinauf. Die Thüre, welche von innen geschlossen war, widerstand nicht lange den Anstrengungen; aber kaum war sie geöffnet, als er erschrocken auf der Schwelle stehen blieb; der junge Kaufmann lag auf dem Boden, den Kopf in seine Hand gestützt und ein Kohlenbecken brannte zu seinen Füßen. Der Chevalier stürzte auf ihn zu, hob ihn in seine Arme und trug ihn auf den Treppenabsatz hinaus, wohin die Jüdin bereits gekommen war. Die Betäubung war noch nicht so groß, daß es den vereinigten Anstrengungen nicht gelungen wäre, ihn wieder in's Leben zurückzurufen. Anfangs ließ er seine Blicke unbestimmt auf der Umgebung umberlaufen; dann erhob er sich rasch, stieß einen Schrei aus und faltete die Hände: „Warum hat man mich in's Leben zurückgerufen?“ stammelte er verzweiflungsvoll. — „Um Ihnen zu beweisen, daß Gott Sie nicht verlassen,“ sagte Roquincourt, der ihn mit dem einen Arm stützte, mit dem andern ihm die Goldrolle zeigte. Alois schien wie von einem electrischen Blitze getroffen. — „Gold!“ rief er. — „Hier sind zwölfhundert Thaler; bringen Sie sie rasch Ihrer Mutter, und erinnern Sie sich, daß die Vorsehung nicht blös die Glücklichen begünstigt.“

Wir wollen es nicht versuchen, die Freude Barkers zu malen. Durch das Glück geheilt, kehrt er andern Tages nach Neuwied zurück, wo er seinen kleinen Handel mit Glück wieder aufnahm. Herr v. Roquincourt kehrte einige

Jahre später nach Frankreich zurück, wo er einen kleinen Theil seiner Güter wieder bekam, die für seine geringen Ansprüche genügten und ihm gestatteten, noch Aermere, als er, zu unterstützen; denn er wußte ja, daß man selbst mit einer Prise Tabak eine Familie retten kann.

Das Fest des Chocoladengottes.

In den Ländern des Nicaragua, deren ursprüngliche Civilisation uns neuerdings durch die Studien von Squier enthüllt worden, hat man den großen Werth, welchen die Chocolate besitzt, auf eine eigenthümliche Weise gewürdigt:

man errichtete der wohlthätigen Gottheit, welche den Cacao-baum gegen die Sonnengluth und die Verheerungen der Regenströme schützt, Altäre. Die Chondalen verbrannten nicht nur gewöhnlich vor der Bildsäule des Gottes das wohlriechende Harz des Copal, sondern sie glaubten auch, kein Opfer sei diesem scheinbar so unschuldigen Gotte angenehmer, als eine Masse blutender Einschnitte in die Zungenspitze. Außer diesen Zerschneidungen von Zunge und Lippen hatten sie auch feierliche Tänze zu Ehren dieses Gottes.

Driedo y Baldez erzählt als Augenzeuge: Man hatte die Frucht des Cacaobaumes glücklich eingeheimst, und beschloß, eine Mitote (figurirter Tanz mit Chören) zu feiern, um der Gottheit zu danken. Sechzig Personen, lauter Männer, versammelten sich; sie waren alle wunderbar be-



Das Fest des Chocoladengottes bei den Chondalen.

maht, die Köpfe mit glänzenden Federbüschen geschmückt. Man hätte glauben sollen, sie hätten Schuhe und eine Art Wamms von verschiedenen Farben; sie waren jedoch nackt und die Bekleidung nur gemalt. Die Kleidung, welche des Reisenden Zeichner nicht anzudeuten vermochte, ist die noch bei vielen Indianern von Amazonien übliche. Einige von den Indianern trugen Masken, welche Vogelköpfe darstellten. Der Tanz wurde auf dem Plage von Teoatega ausgeführt; die Tänzenden waren paarweise vertheilt und drei bis vier Schritte von einander entfernt. In der Mitte stand ein Mast von 20 Fuß Höhe; von der Spitze desselben sah der Gott auf seine Anbeter herab. Vier Balken bildeten ein Quadrat um den Mast, daran hing ein Strick von Peruco, zwei Finger dick, und an den Enden

desselben waren zwei Kinder von 7—8 Jahren befestigt. In einem bestimmten Augenblick des Tanzes ließen die Kinder den Strick los und hingen frei in der Luft. Das Eine hielt einen Bogen und eine Röhre in den Händen, das andere einen Fliegenwedel und einen Spiegel. Der Strick wurde immer länger, bis die Kinder auf die Erde kamen, während welcher Zeit die Tänzler einen regelmäßigen Tanz mit Gesang und Musik aufführten. Das Fest dauerte eine halbe Stunde. Sobald die Kinder die Erde berührten, hörte der Tanz auf.

Der Mast blieb acht Tage stehen; dann wurde er ausgehoben und das Götzenbild nach dem Gemi oder dem Tempel gebracht, wo es bis zum nächsten Jahre blieb.